

Isabel Wolff

Scherben
.. **BRINGEN**
GLÜCK



Weltbild

Als hingebungsvolle Kummerkastentante der »Daily Post« ist Rose Costelloe Sorgen ja gewohnt, aber wenn es um ihre eigenen Probleme geht, ist guter Rat teuer: Ihre Ehe liegt nach nur wenigen Monaten in Trümmern - und plötzlich lebt sie wider allein, in einem großen Haus mit lauter unbezahlten Rechnungen sowie einem äußerst sprachbegabten Vogel, der laufend die unschönen Details ihrer Ehestreitigkeiten wiederholt. Doch Roses Achterbahnfahrt ins wahre Glück hat gerade erst begonnen....

»Hinreißend komisch!« The Times

Isabel Wolff

Scherben bringen Glück

Roman

Aus dem Englischen von Ingrid Klein

Weltbild

Die Autorin

Isabel Wolff studierte in Cambridge Literatur und arbeitete lange Jahre als Journalistin für die BBC. Sie lebt mit ihrer Familie in London. Ihre Romane wurden in 29 Sprachen übersetzt.

Die englische Originalausgabe von Scherben bringen Glück erschien 2002 unter dem Titel Rescuing Rose bei HarperCollins, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2002 by Isabel Wolff

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2003 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Ingrid Klein

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-877-5

Für die Kummerkastentante Elena Haworth
und den Kummerkastenonkel Matthew Wolff
in Liebe

KAPITEL 1

Angst und Verwirrung vermischten sich in Eds sanften braunen Augen, als wir uns im Garten gegenüberstanden. Ich starrte ihn voller Entrüstung an, dann holte ich langsam mit meinem rechten Arm aus.

»Nimm das!«, rief ich aus, als ein original Wedgwood-Kuchenteller von zwanzig Zentimeter Durchmesser knapp an seinem linken Ohr vorbeisegelte und an der Gartenmauer zerschellte. »Und das!«, schrie ich, als er seine Hände hob, um die passende Untertasse und dann die Tasse abzuwehren. »Und diese kannst du auch noch haben!«, fauchte ich und schleuderte drei Essteller in seine Richtung. »Und diese!«, brüllte ich, als die dazugehörige Suppenterrine durch die Luft flog.

»Rose!«, rief Ed, während er den Porzellanprojektilen auswich. »Rose, hör auf mit diesem Quatsch!«

»Nein!«

»Was um alles in der Welt hoffst du, damit zu erreichen?«

»Gefühlsmäßige Befriedigung«, zischte ich. Ed ging erfolgreich der Sauciere und einigen Puddingschalen aus dem Weg. Auch der Milchtopf traf ihn nicht.

»Um Gottes willen, Rose – dieses Zeug ist verdammt teuer!«

»Ja!«, sagte ich ungerührt. »Ich weiß!« Ich ergriff unser Hochzeitsfoto in dem Silberrahmen und warf ihn schwungvoll in seine Richtung. Er duckte sich, und der Rahmen traf den Baum hinter ihm, das Glas zersplitterte in blitzende Scherben. Ich stand da, keuchend vor Anstrengung und aufgeputscht mit Adrenalin, als er den zerbeulten Rahmen aufsammlte. Auf dem Foto sahen wir strahlend glücklich aus. Es war erst vor sieben Monaten aufgenommen worden.

»Keiner hat Schuld«, sagte er. »Solche Dinge passieren.«

»Erzähl mir nicht solchen Scheiß!«, schrie ich.

»Aber ich war so unglücklich, Rose. Es ging mir miserabel. Ich konnte es einfach nicht ertragen, dass deine Karriere immer an erster Stelle kam.«

»Aber meine Karriere bedeutet mir etwas«, sagte ich, während ich die Bettdecke unseres Ehebetts mit meinem größten Sabatier-Messer zerschlitzte. »Außerdem ist es nicht bloß eine Karriere, es ist eine Berufung. Sie brauchen mich, diese Menschen da draußen.«

»Aber ich brauchte dich auch«, jammerte er, während eine Daunenwolke durch die Luft stob. »Ich konnte nicht einsehen, warum ich mit all diesen Verlierern konkurrieren musste!«

»Ed!«, sagte ich. »Das ist kleinlich!«

»Der Desperate von Dagenham!«

»Hör auf!«

»Der Betrogene von Barnsley.«

»Sei nicht so niederträchtig!«

»Der Agoraphobische aus Aberystwyth.«

»Das ist so gemein.«

»Für mich blieb nicht das Geringste übrig!«

Als ich Ed anstarrte, fiel mir das Messer aus der Hand, und mir blieb, wieder einmal, die Luft weg bei seinem Anblick. Er sah geradezu lächerlich gut aus. Der bestaussehendste Mann, dem ich jemals begegnet bin. Manchmal hatte er ein bisschen Ähnlichkeit mit Gregory Peck. Wer war es noch, an den er mich jetzt erinnerte? Natürlich. An Jimmy Stewart in *Ist das Leben nicht schön?*, wo alle so glücklich sind in ihrer schneeverzuckerten Welt. Außer, dass es keine Schneeflocken auf Eds Schultern waren, sondern weiße Federn; und das Leben war alles andere als schön.

»Es tut mir Leid, Rose«, flüsterte er und spuckte zwei winzige Daunenfedern aus. »Es ist vorbei. Aber das Leben geht weiter.«

»Du liebst mich also nicht?«, fragte ich zögernd, während mein Herz wie eine Kodo-Trommel hämmerte.

»Ich habe dich geliebt, Rose«, sagte er bedauernd. »Wirklich. Aber ... nein, ich glaube nicht, dass ich dich noch liebe.«

»Du liebst mich nicht mehr?«, echote ich trostlos. »Oh. Oh, ich verstehe. Also, jetzt hast du aber meine Gefühle verletzt, Ed. Damit hast du mich wirklich getroffen. Jetzt bin ich sehr wütend.« Ich kramte in meinem Arsenal und fand die Bratpfanne von Le Creuset. »Und verdrängte Wut ist absolut ungesund, trage also deine Bestrafung wie ein Mann.«

Als ich die Pfanne mit beiden Händen hochhob, spiegelte Eds gut aussehendes Gesicht reines Entsetzen wider.

»Bitte, Rose. Sei nicht albern.«

»Ich meine es absolut ernst«, sagte ich.

»Du hast jetzt wirklich deinen Spaß gehabt.«

»Es ist noch nicht vorbei. Wenigstens noch nicht ganz.«

»Du hast doch nicht im Ernst vor, mich damit zu schlagen, oder?«, bat er, als ich auf dem federübersäten Rasen auf ihn zuing. »Bitte, Rose«, keuchte er. »Tu es nicht.« Und jetzt, während ich mich ihm näherte und das zerbrochene Porzellan unter meinen Füßen knirschte, begann sich seine Stimme von ihrem normalen, angenehmen Tenor zu einem Alt zu steigern, bis sie nur noch ein merkwürdiger, wimmernder Sopran war. »Bitte, Rose«, winselte er. »Nicht damit. Du könntest mich wirklich verletzen, weißt du.«

»Gut!«

»Rose, nicht. Hör auf!«, heulte er, als er versuchte, sich mit beiden Händen zu schützen. »Rose. ROSE!«, schrie er, als ich die Pfanne schwang und kurz davor war, sie ihm mit voller Wucht auf den Kopf zu schmettern. »Rose!« Und jetzt, von weit her, hörte ich es klopfen und rufen. »ROSE!«, kreischte Ed. »ROSE! ROSE!«

Plötzlich saß ich kerzengerade in meinem Bett, mit rasendem Herzen, weit aufgerissenen Augen und staubtrockenem Mund. Ich war nicht länger in Eds Garten in Putney, sondern in meinem neuen Haus in Camberwell.

»ROSE!!«, hörte ich. »Mach auf!!«

Ich taumelte die ungewohnten Treppen hinunter, immer noch geschockt von dem Traum, der meinen Kopf wie eine Gewitterwolke vernebelte.

»Rose!«, rief Bella aus, als ich die Haustür öffnete. »Rose, Gott sei ...«

»... Dank!«, seufzte Bea.

»Wir klopfen schon seit Stunden«, sagte Bella und sah aus wie vom Donner gerührt.

»Wir dachten schon, du hättest möglicherweise etwas ...«

»... Dummes gemacht«, schloss Bea. »Das würdest du doch nicht tun, oder?«, fuhr sie ängstlich fort. Ich sah sie an. Würde ich. Nein.

»Ich bin eingeschlafen«, krächzte ich. »Hab euch nicht gehört. So ein Umzug kann einen ganz schön schaffen.«

»Das wissen wir«, sagten sie, »deshalb sind wir gekommen, um dir zu helfen.« Sie traten ein und umarmten mich.

»Alles okay mit dir, Rose?«, fragten sie besorgt.

»Mir geht's gut«, sagte ich und hätte am liebsten geweint.

»Mann!«, keuchte Bella, als sie das Wohnzimmer in Augenschein nahm.

»Verflucht!«, sagte Bea. »Was für ein Durcheinander.«

Das Zimmer war gerammelt voll mit Umzugskartons, die mit glänzendem schwarzem Tesaband zugeklebt waren. Aufgestapelt wie Miniatur-Wolkenkratzer, bedeckten sie nahezu den gesamten Boden. Ich hatte viel Geld für Shift It Kwik ausgegeben, aber jetzt bedauerte ich die Wahl meines Umzugsunternehmens, denn weit davon entfernt, die Kartons in die richtigen Zimmer zu schaffen, hatten sie sie einfach fallen lassen und waren verschwunden. »KÜCH« stand auf einem Karton am Fenster. »BAD« auf einem anderen an der Treppe. »SCHLAF 1« hieß es auf den beiden am Kamin. »ARBEIT« verkündete der neben der Haustür.

»Du wirst Jahre dafür brauchen«, meinte Bea nachdenklich.

»Wochen«, korrigierte Bella. Ich seufzte. Bellas und Beas Gabe, das schreiend Offensichtliche festzustellen, kann mich zum Wahnsinn treiben. Als ich mir mit zwölf Jahren beim Schlittschuhlaufen den Arm gebrochen hatte, war alles, was sie sagten: »Rose, du hättest besser aufpassen sollen.« Als ich durchs Abitur gefallen war, sagten sie: »Rose, du hättest mehr lernen müssen.« Und als ich mich mit Ed verlobte, sagten sie: »Rose, wir denken, es ist zu früh.« Das fand ich damals mitnichten, aber jetzt ist es mir glasklar. O ja, Bella und Bea stellen zwar immer das Offensichtliche fest, aber sie haben Herzen aus reinem Gold.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Bella. »Wir werden dir ...«

»... helfen«, beendete Bea den Satz. In vielerlei Hinsicht sind sie wie ein lang verheiratetes Paar: Sie beenden die Sätze der anderen, und sie zanken sich andauernd. Wie viele alte Ehepaare sehen sie sich sogar ähnlich; aber das ist weniger überraschend – schließlich sind sie eineiige Zwillinge.

»Mach mal eine kleine Führung«, bat Bella. »Es ist ziemlich groß«, fügte sie hinzu. Das stimmte. Ich hatte nach einer großen Wohnung mit Garten gesucht und war schließlich bei einem Haus mit drei Schlafzimmern gelandet. Die Zwillinge bewunderten die Größe der Küche, fanden aber das Badezimmer ein wenig klein.

»Aber für eine allein lebende Person reicht es locker«, meinte Bea liebenswürdig. Ich zuckte zusammen. Single. Verdammt. Das war ich.

»Was für ein hübscher Garten!«, rief Bella aus und wechselte das Thema.

»Und es ist eine nette kleine Straße«, fügte Bea an. »Sie sieht ein bisschen verwahrlost aus«, befand sie, als wir durch das Flurfenster hinausschauten, »aber friedlich.«

»Hope Street«, sagte ich mit einem bitteren Lachen.

»Also«, meinte Bella fröhlich, »wir denken, es ist einfach ...«

»... reizend!«

»Es ist nett«, sagte ich achselzuckend. »Es erfüllt seinen Zweck.« Es gab mir einen Stich, an Eds elegantes Haus in Putney mit seinem ummauerten Garten und dem gelben Salon zu denken. Dorthin zu ziehen hatte mich auch geschafft, aber auf eine höchst angenehme Weise, da wir uns erst zwei Wochen vorher verlobt hatten. Als ich meine Sachen auspackte, lag die Zukunft vor uns ausgestreckt wie eine freie Autobahn. Aber wir waren kaum unterwegs, als wir schon einen Unfall bauten und schmachvoll abgeschleppt werden mussten. Und da stand ich nun, und meine Ehe war ein Totalschaden.

Einige Frauen in meiner Situation wären möglicherweise versucht gewesen, etwas weiter wegzuziehen – sagen wir nach Tasmanien oder zum Mars –, aber obgleich ich schon das starke Bedürfnis hatte, auf Distanz zu gehen, hielt ich Camberwell für weit genug. Außerdem hätte ich es von da aus nicht weit zur Arbeit, und die Gegend war immer noch relativ billig. Also ging ich vor einem Monat zu einer Wohnungsmaklerin, und bevor ich wusste, wie mir geschah, gehörte die Hope Street Nummer eins mir.

»Es steht zum Verkauf«, sagte die Maklerin mit salbungsvollem Enthusiasmus, »und es ist eine Doppelhaushälfte.« Genau wie ich. »Es steht seit einigen Monaten leer«, fügte sie hinzu, »aber es ist in sehr gutem Zustand – man muss wirklich nur mal durchwischen.«

Als ich das Haus zehn Minuten später sah, war ich sofort davon eingenommen. Es strahlte diese empörte leichte Vernachlässigung aus und verströmte sowohl Enttäuschung als auch Bedauern. Es war das Erste in dieser kleinen Reihenhauses-Straße, und es hatte einen halb gepflasterten Garten hinter dem Haus.

»Ich nehme es«, sagte ich leichthin, so als würde ich gerade einen Zwanziger ausgeben und nicht vierhunderttausend Pfund. Also nahm ich einen Kredit bei der Bausparkasse auf und zog innerhalb von sage und schreibe zehn Tagen um. Aber ich war immer schon ein ungeduldiger Typ. Ich habe auch schnell geheiratet, beispielsweise. Genauso schnell habe ich mich wieder getrennt. Und ich habe nicht länger als exakt zweieinhalb Wochen gebraucht, um dieses Haus zu kaufen und einzuziehen.

»Kannst du es dir leisten?«, fragte Bella und klemmte sich ihr kurzes blondes Haar hinters Ohr.

»Nein«, sagte ich schlicht. »Kann ich nicht.«

»Warum hast du es dann gekauft?«, fragte Bea, die ziemlich anmaßend sein kann.

»Es war ein Spontankauf.«

»Wir helfen dir, es einzurichten«, sagte Bella, während sie mit der Schere die Klebebänder eines Umzugskartons aufschnitt.

»Du kannst unsere erste Kundin sein«, sagte Bea.

»Habt ihr schon einen Namen?«, fragte ich.

»»Design at the Double««, kam es im Chor, »Design im Doppelpack.«

»Hmm. Das kann man sich leicht merken«, sagte ich.

Die Zwillinge hatten gerade ihre jeweiligen Jobs gekündigt, um eine Inneneinrichtungsfirma zu gründen. Trotz ihres eklatanten Mangels an Erfahrung schienen sie zuversichtlich zu sein, dass die Sache funktionierte.

»Alles, was du brauchst, sind ein paar Kontakte, dann entsteht ein Schneeballeffekt«, hatte Bea unbekümmert verkündet, als sie mir das erste Mal von ihren Plänen erzählten. »Eine nette kleine Erwähnung in einem der Hochglanzmagazine, und bald haben wir alle an die Wand gedrängt.«

»Bei dir klingt es, als sei es ein Klacks«, sagte ich.

»Aber es gibt einen riesigen Markt für so etwas. All diese reichen Leute«, sagte Bella glücklich, »mit großen Häusern und schrecklichem Geschmack.«

»Wir besorgen dir alles zum Selbstkostenpreis«, offerierte Bella, während sie einige Essteller auspackte. »Ich denke, du solltest definitiv dein Badezimmer neu einrichten lassen ...«

»Mit einer Glasbadewanne«, fügte Bea hinzu.

»Und einem Whirlpool«, kam es von Bella.

»Und eine maßgefertigte Küche natürlich.«

»Ja, Poggenpohl«, schlug Bella begeistert vor.

»Nein, Smallbone of Devizes«, sagte Bea.

»Poggenpohl.«

»Nein, Smallbone.«

»Immer widersprichst du mir.«

»Nein, tue ich nicht!«

»Hört mal, ich werde überhaupt nichts Ausgefallenes kaufen«, unterbrach ich müde.

»Ich habe nämlich schlicht kein Geld dafür.«

Während die Zwillinge sich über das Für und Wider teurer Küchen stritten, öffnete ich im Wohnzimmer Kartons. Behutsam und mit klopfendem Herzen packte ich das Hochzeitsfoto aus, mit dem ich Ed im Traum beworfen hatte. Wir standen auf der Treppe des Rathauses in Chelsea in einem herrlichen Konfettiregen. Halten Sie mich bitte nicht für eingebildet, aber wir sahen verdammt gut aus zusammen. Ed ist eins dreiundachtzig groß – ein bisschen größer als ich – und hat schönes, dunkles Haar, das sich im Nacken kräuselt. Er hat diese warmen, schmachtenden braunen Augen, während meine grün sind und mein Haar tizianrot ist.

»Du bist meine vollkommene rote Rose«, hatte Ed zu Beginn gewitzelt – obgleich er sehr bald über meine Dornen gejamert hat. Aber es war ein wundervoller Anfang, überlegte ich trübsinnig, als ich das Foto mit der Bildseite nach unten in eine Schublade legte. Unsere Romanze hatte weniger den Charakter eines Wirbelwinds als den eines Tornados gehabt, aber Letzterer hatte sich inzwischen total verausgabt. Ich betrachtete den ehelichen Trümmerhaufen, den er hinterlassen hatte. Da waren dutzende von Hochzeitsgeschenken, von denen die meisten – anders als unsere stark verkürzte Ehe – immer noch Garantie hatten. Wir hatten vereinbart, einfach jeder die Geschenke von unseren jeweiligen Freunden zu behalten, was bedeutete, dass das hawaiische Barbecue bei Ed blieb und Rudolph mit zu mir kam. Ed hatte nichts dagegen: Er war nie so recht warm geworden mit Rudy, den uns die Zwillinge geschenkt hatten. Wir gaben ihm den Namen Rudolph Valentino, weil er so still ist: Er hat noch kein einziges Wort gesagt. Hirtenstare gelten gemeinhin als schwatzhaft, aber die Konversationsfähigkeiten von unserem kommen einem Toten gleich.

»Sprich mit uns, Rudy«, hörte ich Bella sagen.

»Ja, sag etwas«, fügte Bea hinzu. Ich hörte, wie sie versuchten, ihn mit Pfiffen und Schnalzen zum Reden zu bringen, aber er hielt eisern seinen Schnabel.

»Hör mal, Rudy, wir haben richtig viel für dich bezahlt«, sagte Bella. »Zweihundert Pfund, um genau zu sein.«

»Es waren dreihundert«, korrigierte Bea sie.

»Nein, waren es nicht. Es waren zweihundert.«

»Es waren drei, Bella. Ich erinnere mich ganz genau.«

»Nun, dann erinnerst du dich falsch – es waren zwei!«

Lustlos öffnete ich den Karton mit der Aufschrift »ARBEIT«, weil ich bald wieder anfangen müsste zu arbeiten. Obenauf lag das Manuskript meines neuen Buchs – wirklich echt peinlich –: Geheimnisse einer erfolgreichen Ehe. Wie ich schon sagte, ich bin sehr schnell, und ich hatte es in weniger als drei Monaten geschrieben. Unglücklicherweise wurde es genau an dem Tag veröffentlicht, an dem Ed und ich uns trennten. Man kann sich vorstellen, dass auf Grund der öffentlichen Aufmerksamkeit, die unsere Trennung genoss, die Rezensionen nicht gerade die schmeichelhaftesten waren. »Rose Costelloes Buch zu lesen ist das Gleiche wie einen Bankrotteur um Ratschläge in Finanzfragen zu bitten«, war nur eine der vielen höhnischen Bemerkungen. »Was kommt wohl als Nächstes?«, mokierte sich ein anderer Kritiker, »Ann Widdecombe über Das Geheimnis erfolgreicher Garderobe?«

Mir wäre es lieber gewesen, wenn mein Verlag es nicht herausgebracht hätte, aber das Projekt war nicht mehr zu stoppen. Jetzt legte ich das Buch in die Schublade zu meinem Hochzeitsfoto, dann trug ich meinen Computer und einige Ordner nach oben. In dem Arbeitszimmer neben meinem Schlafzimmer öffnete ich einen großen Karton mit der Aufschrift »Briefe/Beantwortet« und holte den obersten heraus.

Liebe Rose, las ich. Ich frage mich, ob Sie mir helfen können – meine Ehe läuft schrecklich schief. Dabei fing alles so gut an, und ich war überwältigt von meiner schönen, temperamentvollen und witzigen Frau. Sie war eine erfolgreiche freie Journalistin, als wir uns kennen lernten; aber aus heiterem Himmel bekam sie einen Job als Kummerkastentante, und plötzlich wurde mein Leben zur Hölle. Tatsache ist, dass ich sie kaum noch sehe – die Briefe zu beantworten beansprucht ihre gesamte Zeit; und wenn ich sie mal zu sehen kriege, redet sie unentwegt von den Problemen ihrer Leser, was mich, ehrlich gesagt, ganz schön deprimiert. Ich habe sie gebeten, den Job wieder aufzugeben – oder ihn zumindest einzuschränken –, aber das verweigert sie. Soll ich die Scheidung einreichen?

Meine Antwort war an die Rückseite geheftet.

Lieber Pessimist aus Putney, vielen Dank für Ihren Brief. Ich würde Ihnen gern helfen, wenn ich könnte. Zuerst einmal Folgendes: Obgleich ich sicher bin, dass Ihre Frau Sie liebt, ist es offensichtlich, dass ihr ihre Karriere ebenfalls sehr wichtig ist. Und da ich aus Erfahrung spreche, weiß ich, dass es außerordentlich erfüllend sein kann, diese Art von

Ratschlägen zu geben. Die freudige Erregung zu wissen, dass man jemand in Bedrängnis einen guten Rat geben konnte, ist schwer zu beschreiben. Mein Vorschlag ist also, lieber PAP – wenn ich Sie so nennen darf –, nichts Überhastetes zu tun. Sie sind noch nicht sehr lange verheiratet, versuchen Sie also weiterhin, miteinander zu reden, und ich bin mir sicher, dass sich nach einiger Zeit die Dinge zum Besseren wenden werden. Dann, aus einem Impuls heraus, den ich später noch bedauern würde, fügte ich hinzu: Vielleicht könnte eine Eheberatung helfen ...

Tat es nicht. Weit davon entfernt – ich hätte es wissen müssen. Ed schlug vor, dass wir zu »Lösung« gehen sollten – gemeinhin als »Auflösung« bekannt –, aber ich konnte unsere Beraterin, Mary-Claire Grey, nicht ausstehen. Von der ersten Sekunde an ging sie mir höllenhäßig auf die Nerven mit ihrem Babygesicht, ihren aufgemotzten Haarsträhnen, ihrer vorwitzigen Nase und ihren winzigen Füßen. Ich bin in die eigene Falle gelaufen, dachte ich trübsinnig, als wir betreten in ihrem Beratungszimmer saßen. Aber in dem Stadium stritten Ed und ich uns sehr viel, sodass ich dachte, eine Beratung könnte vielleicht helfen. Es wäre auch nicht so schlecht gewesen, wenn Miss Grey irgendetwas Vertrauenerweckendes verströmt hätte, aber die idiotische kleine Frau tat es schlicht nicht. Sie sei fünfunddreißig, geschieden und frühere Sozialarbeiterin, erzählte sie uns mit dieser ersterbenden, piepsigen Stimme.

»Ich werde Ihnen beiden jetzt«, begann sie und lächelte gewinnend, »einfach zuhören. Dann werde ich das, was Sie beide gesagt haben, interpretieren – oder, um einen Fachausdruck zu gebrauchen, es neu strukturieren. Haben Sie das so weit verstanden?« Da hasste ich sie bereits, und, starr vor Verlegenheit, nickte ich wie ein gehorsames Kind. »Okay, Ed«, sagte sie. »Sie zuerst«, und sie klatschte in ihre rundlichen kleinen Hände, als wären wir in einem Kindergarten.

»Rose«, begann Ed leise und sah mich an. »Ich habe das Gefühl, dass ich dir gleichgültig bin.«

»Was Ed damit sagen will«, unterbrach Mary-Claire, »ist, dass er das Gefühl hat, Ihnen gleichgültig zu sein.«

»Ich habe das Gefühl«, fuhr er schmerzerfüllt fort, »dass dir die Verlierer, die dir schreiben, wichtiger sind als ich.«

»Ed hat das Gefühl, Ihnen seien die Verlierer, die Ihnen schreiben, Rose, wichtiger als er.«

»Ich fühle mich vernachlässigt und frustriert«, fuhr Ed traurig fort.

»Ed fühlt sich vernachlässigt und –«

»Frustriert?«, schnappte ich. »Hören Sie, meine Ehe mag im Moment ein bisschen angeknackst sein, aber meine Ohren sind absolut in Ordnung!«

Und danach, ich weiß auch nicht, war es nicht nur schlimm, sondern es wurde immer schlimmer. Denn als ich an der Reihe war, schien Mary-Claire nicht zu hören, was ich sagte.

»Ed, es tut mir wirklich Leid, dass wir diese Probleme haben«, begann ich und schluckte schwer.

»Rose gibt zu, dass es riesige Probleme gibt«, verkündete Mary-Claire mit einem

Ausdruck übertriebener Betroffenheit.

»Aber ich liebe meine neue Karriere«, fuhr ich fort. »Ich ... liebe sie einfach, und ich kann sie nicht einfach aufgeben, um dir eine Freude zu machen.«

»Was Rose damit ausdrücken will, Ed«, sagte Mary-Claire zuckersüß, »ist, dass sie Ihnen nicht wirklich eine Freude machen will.« Äh?

»Sieh mal, bevor ich eine Kummerkastentante geworden bin, habe ich mich beruflich nie wirklich erfüllt gefühlt.«

»Was Rose damit sagen will«, fiel Mary-Claire ein, »ist, dass nur ihr Job sie richtig erfüllt.« Wie bitte?

»Und ich schätze, dass ich ein bisschen übertreibe an der Hausarbeitsfront«, fuhr ich unsicher fort, »ich weiß, dass auch das ein Problem war.«

»Ed«, sagte Mary-Claire beruhigend, »Rose bestätigt, dass sie zu Hause ein« – theatralische Pause an dieser Stelle, um tiefe Betroffenheit zu signalisieren – »Kontroll-Freak war«, wisperte sie. Was?

»Aber ich liebe dich, Ed«, fuhr ich fort und ignorierte sie heroisch, »und ich glaube, dass wir es wieder auf die Reihe kriegen.«

»Was Rose damit sagen will, Ed«, »erklärte« Mary-Claire gütig, »ist, dass Sie beide es wohl kaum wieder auf die Reihe kriegen.«

»Das habe ich nicht gesagt!«, rief ich und sprang auf. »Ich habe gesagt, dass wir es weiter versuchen sollten!« Mary-Claire sah mich mit einem Blick an, der Verschlagenheit mit Mitleid verband, und Ed und ich trennten uns innerhalb von drei Wochen.

Zurückblickend denke ich, dass ich halb hypnotisiert war von Mary-Claires quieksigem Singsang – sie klang wie Melanie Griffith –, sonst wäre ich bestimmt in Versuchung gewesen, ihr eine runterzuhauen. Aber aus irgendeinem Grund war es mir unmöglich, ihre bizarren Interventionen abzuwehren. Ich habe das alles erst später richtig verstanden ...

Als ich jetzt wieder nach unten ging, konnte ich Bella und Bea in der Küche hören, die sich über den Bodenbelag stritten.

»Holzfußboden würde gut aussehen.«

»Nein, Natursteine wären besser.«

»Aber ein Ahornfurnier würde fantastisch aussehen!«

»Unsinn! Sie sollte Schiefer nehmen!«

Sie sollten ihre Firma »2 Much« nennen, dachte ich, als ich ins Wohnzimmer ging, denn im Doppelpack waren sie wirklich zu viel. Ich packte ein Paar Kerzenleuchter aus Kristall aus, das Hochzeitsgeschenk meiner Tante. Die Möbelpacker von Shift It Kwik hatten sie in einige Seiten der Daily News eingewickelt, und als ich die vergilbten Seiten entfernte, hatte ich eine Art déjà lu. Kummerkastentante in Scheidung! lautete die Schlagzeile auf Seite fünf, die ich in der Hand hielt. Rose Costelloe, die Kummerkastentante der Daily Post, lässt sich scheiden, wurde in dem folgenden Artikel schadenfroh erklärt. Ihr Ehemann, Direktor von Human Resources bei Paramutual Insurance, Ed Wright, hat »unvereinbare Gegensätze« als Grund für die Trennung angeführt. Wie allerdings aus der Umgebung von Miss Costelloe zu hören war, ist der wirkliche Grund Wrights enge Freundschaft mit der Lösung-Eheberaterin Mary-Claire Grey (links im Bild).

»Dieses Miststück!«, rief ich, als ich meine Rivalin anstarrte.

»Das kannst du laut sagen!«, schrien die Zwillinge. »Oh, meine Liebe«, sagte Bella, als sie hereinkam und sah, wie ich den Artikel umklammerte. »Willst du ein Taschentuch?« Ich nickte. »Hier.«

Ich presste mir das Papiertaschentuch an die Augen. »Sie hätte sich neutral verhalten müssen«, heulte ich.

»Du hättest sie anzeigen sollen«, sagte Bella.

»Ich hätte sie abmurksen sollen, meinst du wohl.«

»Aber warum zur Hölle hast du überhaupt eine Eheberatung vorgeschlagen?«, fragte Bea.

»Weil ich ursprünglich dachte, es könnte helfen! Ed hörte einfach nicht auf, mich wegen meines Jobs zu nerven: wie er ihn hasste, dass er keine Kummerkastentante geheiratet hätte und wie er das alles ›sehr hart‹ fände. Und ich hatte gerade einen Eheratgeber geschickt bekommen, weswegen ich überhaupt erst auf den Gedanken kam. Aus einer Kompromisslaune heraus habe ich vorgeschlagen, dass wir uns professionellen Rat suchen sollten. Das taten wir dann – und das war's.«

Während die Zwillinge den beleidigenden Zeitungsartikel entfernten, zerknautschte ich voller Lust das herumliegende Verpackungsmaterial.

»Miss Grey«, zischte ich, als die Luftpolsterfolie zerplatzte wie Maschinengewehrfeuer.

»Miss Gute-Führung«, schlug Bea vor.

»Miss Gutes-Betragen«, sagte Bella.

»Miss Vom-Stamme-Nimm«, korrigierte ich sie. »Ich meine, da saß sie«, tobte ich, »lächelte Ed an. Sah einnehmend aus. Klimperte wie wild mit ihren Augenwimpern. Unterstrich jedes Wort, das er von sich gab, und drehte mir jedes im Mund um. Als sie fertig war, waren meine Erklärungen keinen Pfifferling mehr wert. Sie wusste genau, was sie wollte, und sie ist direkt darauf losgesteuert, und jetzt werde ich dank Mary-Claire geschieden!« Ich dachte an diese peinlich kurzen Ehen, über die man manchmal in Hello! las. Kate Winslet und Jim Threapleton – drei Jahre; Marco-Pierre White und Lisa Butcher – zehn Wochen. Und Drew Barrymore hat sich von ihrem ersten Ehemann so schnell getrennt, dass sie nicht mal Zeit für Flitterwochen hatten.

»Geheiratet hast du nun einmal zu ...«

»Jung?«, fiel ich sarkastisch ein.

»Äh, nein. Früh, wollte ich sagen«, sagte Bea. »Aber wir haben dich gewarnt ...«, ergänzte sie und schüttelte den Kopf wie ein nickender Dackel.

»Ja«, sagte ich bitter, »das habt ihr.«

»Zu früh gefreit«, fuhr Bea fort, »hat noch immer ...«

»... gereut. Ich werde in nur sechs Monaten geschieden sein!«

Aber die Zwillinge hatten Recht. Es war alles zu schnell gegangen. Aber wenn man älter wird, ist man immer schlauer. Ich meine, ich bin ungefähr sechsunddreißig. Nun ja, eigentlich achtunddreißig. Schon gut, schon gut – neununddreißig. Und ich habe nie an spontane Anziehung geglaubt, aber Ed hat mir das Gegenteil bewiesen. Wir haben uns auf einer Weihnachtsfeier bei meinen Nachbarn in der Meteor Street kennen gelernt. Ich plauderte gerade mit diesem angenehmen Baumchirurg, als mir Ed auffiel. Er hob sich aus der Menge ab wie ein Leuchtfeuer, und ganz sicher hatte er mich auch bemerkt, weil

er herübergeschlendert kam, sich vorstellte, und das war's. Ich war geradezu erschüttert vor Begeisterung. Ich war überwältigt. Ich war platt, bouleversé. Mir entgleisten die Gesichtszüge vor Begehren, und wahrscheinlich sabberte ich fast. Eds unglaublich distinguiertes Aussehen; elegant, gerade mal einundvierzig, markante Wangenknochen und eine Adlernase. Man kann sich in ein Profil verlieben, stellte ich fest, und ich verliebte mich in seins. Und was die Chemie betrifft – zwischen uns gab es ausreichend erotische Aufladung, um die Beleuchtung des Blackpool Towers durchzuschmoren. Er sagte mir, dass er der Chef von Human Resources bei Paramutual Insurance sei und dass er sich gerade ein Haus in der Nähe der Putney Bridge gekauft habe. Und ich dachte, jede Sekunde müsste irgendeine luchsäugige Schnepfe auftauchen, um ihm ihre äußerst besitzergreifende Hand auf den Arm zu legen, als er beiläufig erwähnte: »Ich lebe allein dort.« Wenn ich an Gott glaubte – was ich, nebenbei gesagt, nicht tue –, wäre ich an dieser Stelle, an diesem Ort auf die Knie gesunken und hätte ihm gedankt, aber stattdessen rief ich im Stillen: Hurra! Ed und ich unterhielten uns und flirteten noch ungefähr eine weitere Stunde, dann bot er mir an, mich nach Hause zu bringen.

»Aber ich wohne gleich nebenan«, protestierte ich lachend.

»Das haben Sie mir erzählt«, lächelte er. »Aber ich werde doch eine hinreißende Frau wie Sie nicht allein durch Clapham gehen lassen – ich möchte sicher sein, dass Sie wohlbehalten nach Hause kommen.«

Wenn man gute ein Meter achtzig misst wie ich, bekommt man nicht alle Tage derartige Angebote. Männer neigen zu der Annahme, dass ich selber auf mich aufpassen kann – und natürlich kann ich das. Aber gleichzeitig habe ich immer diese schnuckeligen kleinen Dinger beneidet, die mühelos irgendwelche Männer finden, die sie nach Hause bringen. Als Ed mir also galant anbot, mich bis zu meiner Haustür zu begleiten, wusste ich einfach: He's the one, der eine, der richtige. Jahrelanges mühseliges Sichten war vorbei. Während meiner Zeit als Single war ich manchmal versucht gewesen, ihn ausrufen zu lassen. Würde Mr Right freundlicherweise zur Rezeption kommen, wo Miss Costelloe seit fünfzehn Jahren auf ihn wartet? Jetzt war er plötzlich da – puh! Wir verbrachten Weihnachten im Bett, er machte mir an Silvester einen Heiratsantrag, und wir heirateten am Valentinstag ...

»Ich hatte meine Vorbehalte«, sagte Bella altklug. »Aber ich wollte es dir nicht verderben. Ed hat Charme, ja«, fuhr sie fort. »Sieht gut aus, ist intelligent ...« Ich fühlte mich miserabel. »Er ist erfolgreich –«

»Und von hier«, ergänzte Bea bedeutungsvoll.

»Er ist amüsant ...«

»Okay«, sagte ich.

»Und er hat auch eine anziehende Persönlichkeit«, fuhr Bella fort, »und haufenweise Sex-Appeal. Aber gleichzeitig gab es irgendwas, was mir nicht richtig ... gefiel. Etwas ... ich kann es nicht richtig beschreiben«, meinte sie nachdenklich.

»Ich fand, er war in Ordnung«, traute sich Bea zu sagen. »Und du kannst manchmal ganz schön schroff sein, Rose.«

»Das ist scheinheiliger Quatsch!«, schnappte ich.

»Aber es wirkte nicht so, als hättest du viel mit ihm gemeinsam«, fuhr Bea ruhig fort.

»Ich meine, was habt ihr eigentlich zusammen gemacht?«

»Nun ja, wir hatten nicht viel Freizeit, weil wir so viel zu tun hatten ...« Ich zermartete mir das Hirn. »Wir sind schwimmen gegangen«, erinnerte ich mich, »und wir haben Scrabble gespielt. Kreuzworträtsel haben wir auch gelöst. Er war hoffnungslos, was Anagramme betrifft«, fügte ich etwas bissig hinzu, »also habe ich die übernommen. Aber bald lagen wir nur noch über Kreuz.«

Probleme hatten wir nahezu von Beginn an – schon einen Monat nach unseren Flitterwochen. Ed und ich waren nach Menorca gefahren – zugegeben, nicht meine erste Wahl, aber andererseits schien es perfekt zu sein, denn das Anagramm von Menorca ist »Romance«. Ganz unter uns hatte ich allerdings gehofft, dass er mich nach, sagen wir, Venedig entführen würde oder in die Karibik. Aber seine Mum hat eine kleine Wohnung auf Menorca, und deshalb sind wir dahin gefahren. Wir hatten eine schöne Woche – es war zu kalt zum Schwimmen, aber wir sind gewandert, haben Tennis gespielt und gelesen.

Dann haben wir wieder angefangen zu arbeiten – ich habe damals bei der Post gejobbt –, als mir diese tolle Sache passierte. Ich saß in der Mittagspause an meinem Schreibtisch und legte gerade letzte Hand an ein ziemlich böses Porträt des PR-Königs Rex Delafoy, als plötzlich dieser Lärm einsetzte. Türen schlugen, Leute rannten herum, und in der Luft lag reichlich Spannung und Panik. Es stellte sich heraus, dass Edith Smugg, die uralte Kummerkastentante der Post, in der Kantine über ihrem Suppenteller zusammengebrochen war. Keiner wusste genau, wie alt sie war wegen der vielen Gesichts-Liftings, aber es stellte sich heraus, dass sie dreiundachtzig war! Wie auch immer, noch bevor Ediths starrer Körper aus dem Gebäude geschafft worden war, wurde ich beordert, ihre Seite zu beenden. Ich weiß noch, dass ich schockiert an ihrem papierübersäten Schreibtisch stand und mich fragte, was zur Hölle ich tun sollte. Also steckte ich meine Hand in den Postsack und zog drei Briefe heraus, als würde ich an einer Tombola auf einem Dorffest teilnehmen. Zu meinem Erstaunen fand ich die Inhalte fesselnd. Der erste Brief war von einem Typ, der unter vorzeitiger Ejakulation litt, der zweite von einer Frau, die traurigerweise ihren Freund vor fünf Jahren ermordet hatte, und der dritte war von einem Dreiundsiebzighjährigen, der sich für schwul hielt, weil er noch Jungfrau war. Ich beantwortete sie, so gut ich konnte, und am nächsten Tag wurde ich gebeten, weiterzumachen. Ich hatte nicht das Geringste dagegen, weil es mir Spaß gemacht hatte; tatsächlich war ich vom ersten Moment an gefesselt. Es war mir egal, wie viele Briefe kamen – ich hätte sie sogar umsonst beantwortet. Das Gefühl, das sie mir gaben – ich kann es kaum beschreiben –, dieses wunderbare, warme innerliche Glühen. Das Wissen, dass ich möglicherweise in der Lage war, all diesen mir absolut Fremden zu helfen, erfüllte mich mit so etwas wie Freude. Ich hatte plötzlich das Gefühl, zur Kummerkastentante geboren zu sein: Endlich hatte ich meine wahre Nische gefunden. Es war wie eine Offenbarung für mich – ein Aufblitzen –, als hätte ich eine Stimme gehört. »Rose! Rose!«, donnerte sie. »Hier spricht dein Gott. Du sollst RATSCHLÄGE erteilen!«

Längere Zeit erwartete ich, dass sie irgendeine zweitklassige Berühmtheit an Land zogen oder irgendeine öffentlich gedemütigte Politikerfrau. Ich dachte, sie würden mir meine Papiere aushändigen und sagen: »Danke für Ihre Hilfe, Rose – Sie sind ein echter

Kumpel gewesen.« Und tatsächlich waren Trisha von den Tagesthemen oder sogar Carol Vordeman im Gespräch. Aber es verging ein Monat und dann noch einer, und immer noch wurde keine Änderung angekündigt, und inzwischen hatte man Fragen Sie Rose als Überschrift auf die Seite gesetzt und darunter mein Foto. Als Nächstes erinnere ich mich, einen Jahresvertrag bekommen zu haben; und ab sofort war ich es – eine Kummerkastentante.

Ich hatte immer die Problemseite gelesen; es ist wie beim Horoskop, ich kann nie widerstehen. Aber jetzt, zu meinem Erstaunen, schrieb ich selber die Antworten. Es ist eine Rolle, die ich vergöttere, und der Anblick meines prall gefüllten Postsacks lässt mein Herz höher schlagen. All diese Leute, denen geholfen werden muss. All diese Probleme, die gelöst werden müssen. All dieser menschliche Schmutz und dieses ... Durcheinander. Aber es gibt auch viel Heiteres. Die Bezahlung ist nicht schlecht, und ich mache Radiosendungen und werde gebeten, Vorträge zu halten und an Talk-Shows teilzunehmen. Zweimal pro Woche erteile ich bei London F. M. spätabends telefonisch Ratschläge. Die Sendung heißt Sound Advice. Und all das nur, weil ich zufällig an dem Tag in der Redaktion war, an dem Edith Smugg tot umfiel! Ich dachte, Ed würde sich für mich freuen, aber das tat er nicht – ganz und gar nicht. Das war der Zeitpunkt, an dem die Dinge anfangen, schlecht zu laufen.

»Ed – was ist das Problem?«, fragte ich eines Sonntags Ende Juni. Er war schon den ganzen Tag über in einer komischen Stimmung gewesen.

»Das Problem, Rose«, sagte er langsam, »oder wenigstens das Hauptproblem – weil es mehrere Probleme gibt –, sind die Probleme anderer Leute. Das ist das Problem.«

»Oh«, sagte ich unsicher. »Ich verstehe.«

»Ich wünschte, du wärest nie Kummerkastentante geworden«, fuhr er müde fort.

»Nun, es tut mir Leid, Ed, aber ich bin es geworden.«

»Und ich mag es nicht, wenn du dir Arbeit mit nach Hause nimmst.«

»Ich habe keine andere Wahl, ich habe einfach zu viel zu tun. Auf jeden Fall dachte ich, dass du mich verstündest, schließlich arbeitest du in der Personalabteilung.«

»Man nennt es Human Resources heutzutage«, korrigierte er mich steif.

»Wie auch immer. Aber du löst auch menschliche Probleme.«

»Ich löse ›Angelegenheiten‹«, sagte er. »Keine ›Probleme‹. Und gerade weil ich mir das ständige Gejammer von Leuten über ihren Mutterschaftsurlaub und die Größe ihres Parkplatzes anhören muss, habe ich zu Hause keine Lust auf noch mehr Gejammer. Ohnehin dachte ich, dass Kummerkastentanten alles nur erfinden.«

»Ein gängiges Vorurteil«, erwiderte ich.

»Gut, wie viele Briefe druckt ihr tatsächlich?«

»Ich beantworte acht pro Seite zweimal die Woche.«

»Und wie viele bekommst du?«

»Ungefähr einhundertfünfzig.«

»Was kümmert dich dann der Rest? Ich meine, warum setzt du nicht einfach eine Erklärung unten auf die Seite, in der sinngemäß steht: ›Rose bedauert, nicht alle Briefe persönlich beantworten zu können.‹?«

»Ed, weil diese Leute«, sagte ich, mittlerweile irritiert, »abhängig von mir sind. Sie

vertrauen sich mir an. Sie legen ihr Schicksal in meine Hände. Ich habe die heilige Pflicht, ihnen zu antworten. Ich meine, nimm zum Beispiel diese Frau.« Ich wedelte mit einem Brief auf Büttenpapier. »Ihr Ehemann ist gerade mit einer dreißig Jahre jüngeren Zahnarthelferin durchgebrannt – findest du nicht, dass sie eine Antwort verdient?«

»Beantworten andere Kummerkastentanten jeden Brief?«

»Einige tun es«, sagte ich, »und einige nicht. Aber wenn ich es nicht täte, würde ich mir ... gemein vorkommen. Ich könnte damit nicht leben.«

Allmählich wurde offensichtlich, dass Ed ebenfalls nicht mit mir leben konnte.

»Kommst du heute Nacht noch ins Bett?«, hatte er mich sarkastisch gefragt, »und falls ja, woran werde ich dich erkennen?«

»Ich werde diese Briefe als Scheidungsgrund angeben«, hatte er mit einem bitteren Lachen gewitzelt.

Dann fing er an, mir auch noch wegen all meiner anderen angeblichen Unzulänglichkeiten Vorhaltungen zu machen: meine »totale Unfähigkeit« zu kochen zum Beispiel – tja, ich hatte es nie gelernt – und meine angebliche »Herrschaft«. Er beklagte auch meinen, wie er es impertinenterweise nannte, »Sauberkeitsschwachsinn«. »Es ist, als würde man in einer Kulisserie leben!«, hatte er bissig gesagt.

Bis zum Juli hatten die Konflikte längst die Küsse ersetzt, und wir schliefen getrennt. In dem Moment hatte ich aus einer Kompromisslaune heraus vorgeschlagen, zur Eheberatung zu gehen – und das war's ...

»Ed war mindestens bis zum verfluchten siebten Jahr vorgesehen, nicht nur verfluchte sieben Monate«, sagte ich zu den Zwillingen, als ich mir ein neues Taschentuch herausfummelte. »Ich weiß nicht, was ich tun soll. Es ist so beschämend.«

»Nun, was würdest du deinen Lesern in einer solchen Situation vorschlagen?«, fragte Bella.

»Ich würde ihnen vorschlagen, darüber hinwegzukommen – und zwar schnell.«

»Dann musst du genau das auch tun. Es gibt eine Gleichung dafür, wie lange man braucht, um eine beendete Beziehung zu verwirren«, gab sie ihre Kenntnisse zum Besten. »Danach braucht man halb so lange, wie die Beziehung tatsächlich gedauert hat, um darüber hinwegzukommen. In deinem Fall wären das fünf Monate.«

»Nein«, korrigierte Bea sie, »es dauert doppelt so lange, nicht halb so lange – also wird sie dafür eineinhalb Jahre brauchen.«

»Ich bin mir sicher, dass es nur die halbe Zeit ist«, sagte Bella.

»Nein, die doppelte«, insistierte Bea. »Sieh mal, ich rechne es dir auf einem Blatt Papier vor, wenn du möchtest. Also, wenn x = die Male sind, die er dich ausgeführt, und y = die Male, die er dir gesagt hat, dass er dich liebt, und z = sein Einkommen multipliziert mit der Anzahl der Liebhaber, die ihr beide vorher hattet –«

»Oh, hört auf, euch zu streiten«, sagte ich. »Weil ihr beide Unrecht habt – es wird bei mir nicht fünf Monate oder achtzehn Monate dauern –, es wird den Rest meines Lebens dauern! Ed und ich hatten unsere Probleme, aber ich habe ihn geliebt«, weinte ich. »Ich habe mich in aller Öffentlichkeit zu ihm bekannt. Er war the one.«

»Nein, war er nicht«, sagte Bella freundlich. »Wenn er wirklich the one war, würde er a) keine Einwände gegen deine neue Karriere erhoben haben – besonders nicht, weil er

wusste, dass sie dich glücklich macht – und b) sich nicht mit Mary-Claire eingelassen haben.« Beim Klang ihres Namens machten meine Tränen eine Vollbremsung und wendeten mit angezogener Handbremse. »Darf ich an dieser Stelle einen Schuss Realität injizieren?«, ergänzte Bella freundlich, während mir ein bisschen Rotz auf die Oberlippe lief. »Du bist abserviert worden; deine Ehe ist vorzeitig in die Binsen gegangen; du bist fast vierzig ...« – OH, MIST!!!!!!! –, »... also musst du dich um deine Zukunft kümmern. Und ich denke, dass du dazu nur erfolgreich in der Lage sein wirst, wenn du Ed aus deinem Leben streichst.«

»Du musst ihn ausschließen«, sagte Bea bestimmt.

»Du musst ihn auslöschen«, stimmte ihr ihre Zwillingschwester zu.

»Du musst ihn verbannen«, sagte Bea.

»Ihn ausradieren«, fuhr Bella fort.

»Ihn ausräumen.«

»Ihn exkommunizieren.«

»Du musst ihn exorzieren«, sagten beide.

»Ihn exorzieren?«, wisperte ich. »Ja. Das ist es. Ich werde Ed einfach aus meinem Leben wegrEDigieren.«

Nach diesem Entschluss fühlte ich mich viel besser. Ed und ich lebten acht Meilen voneinander getrennt, wir haben keine gemeinsamen Freunde, mein Postnachsendauftrag läuft, und wir haben keine Kinder. Wir müssen auch nicht durch Anwälte miteinander kommunizieren, weil wir mit dem ganzen Scheidungsprozedere erst nach einem Jahr Ehe beginnen können. Also ist alles hübsch und sauber geregelt. Wie ich es mag. Ordentlich. Sortiert. Wir haben keinerlei finanzielle Verflechtungen, weil das Haus einzig und allein Ed gehört. Ich hatte meine Wohnung verkauft, als wir uns verlobten und ich bei ihm einzog. Ed wollte, dass ich mich zu gleichen Teilen am Haus beteiligte, aber Bella gab mir den Rat zu warten.

»Rose«, sagte sie, »du kennst Ed nicht lange genug. Bitte, schmeiß dein Geld nicht gleich in einen gemeinsamen Topf, sondern erst, wenn du dir sicher bist, dass es gut läuft mit euch.«

Ed schien über meine Entscheidung enttäuscht zu sein, aber wie man sieht, hatte Bella Recht. Was das Informieren unserer Freunde über unsere Trennung betrifft – darum hat sich die Boulevardpresse gekümmert. Ich sollte einfach so weitermachen, als hätte ich ihn nie getroffen, beschloss ich, während ich am nächsten Tag weitere Umzugskartons auspackte. Ich werde mich ausgesprochen zivilisiert verhalten. Ich werde nicht hysterisch reagieren; ich werde absolut cool sein. In jedem Fall würde die schwer verdauliche Vorstellung, wie er mit unserer Eheberaterin rumschmuste, eventuelle sentimentale Gefühlsaufwallungen zunichte machen.

Und jetzt führte ich blöde Masochistin mir wieder die Szene vor Augen, wie ich die beiden an jenem Tag zusammen erwischt hatte. Ich war eingeladen, auf einem Seminar über das Thema »Wie bereichere ich meine Beziehung« eine Rede zu halten, und ich hatte Ed gesagt, ich käme spät nach Hause. Ich hielt es nicht für relevant zu erwähnen, dass das Seminar in einem Konferenzraum des Savoy-Hotels stattfand. Als ich um neun

Uhr abends fertig war, musste ich durch die Bar gehen und sah dort, zu meiner Überraschung, Ed. Er saß an einem Ecktisch – hinter einer großen Palme – und hielt Händchen mit Mary-Claire.

Mein unfehlbarer Ratschlag an meine Leser in einer solch misslichen Lage ist: einfach vorgeben, dass Sie die beiden nicht gesehen haben, und verschwinden! Aber in der Nanosekunde, die mein Hirn brauchte, um ihre gemeinsame Anwesenheit aufzunehmen, stand ich schon vor ihnen. Mary-Claire sah mich zuerst, und der entsetzte Ausdruck in ihrem kleinen Babygesicht ist ein Anblick, den ich nie vergessen werde. Sie ließ Eds Hand fallen, als wäre sie radioaktiv, und gab ein hohes kleines Hüsteln von sich. Ed fuhr auf seinem Stuhl herum, sah mich, blinzelte zweimal, errötete tief und meinte schlicht: »Oh!«

Ich war erleichtert, dass er gar nicht erst versuchte, es zu verbergen, indem er zum Beispiel sagte: »Mensch, Rose, wie schön, dich hier zu treffen!« oder: »Liebling, Erinnerst du dich noch an unsere Eheberaterin, Mary-Claire Grey?« oder sogar: »Darf ich dir etwas zu trinken bestellen?«

»Oh, ... Rose«, stotterte Ed und erhob sich. »Was für eine Überraschung! Ich, äh, nehme an, dass du dich fragst, was wir ...«

»Ja«, unterbrach ich ihn. »Das tue ich.« Ich war so frostig, dass ich selbst eine Gänsehaut bekam, aber innerlich kochte ich.

»Nun ja, ich ... wir ... wir haben uns gerade unterhalten.«

»Unterhalten?«, echote ich. »Wie nett. Nun, dann lasst euch von mir nicht unterbrechen«, fügte ich mit einem eisigen kleinen Lächeln hinzu. Dann machte ich auf dem Absatz kehrt und verschwand.

Zurückblickend ist das Einzige, was mich tröstet, das Wissen, dass ich meine Würde bewahrt habe. Nur in meinen Träumen bewerfe ich ihn mit Gegenständen und fluche und rase und treffe. Im wirklichen Leben war ich so cool wie ein geeister Pinguin, was einige Leute, die mich kennen, erstaunen mag. Ich gelte als »schwierig«, wissen Sie – ein bisschen »kompliziert«. Eine eher »dornige« Rose – ha ha ha! Und natürlich ist mein rotes Haar ein garantiertes Zeichen für einen Anflug von Verrücktheit und eine scharfe Zunge. Die Tatsache, dass ich in diesem Krisenmoment nicht wie der Ätna ausgebrochen bin, würde meine Freunde nahezu verblüffen. Aber ich stand seltsamerweise neben den Dingen. Ich war wie abgestorben. Ich nehme an, es war der Schock. Ich meine, da war mein gut aussehender Ehemann seit knapp sechs Monaten und hielt Händchen mit einem Troll! Das verblüffte mich derartig, dass ich kühles Blut bewahrte.

»Rose ...«, unternahm er eineinhalb Stunden später einen Vorstoß in der Küche, wo ich eine Schublade aufräumte. »Rose ...«, wiederholte er, aber ich konnte ihn schwer verstehen über dem betäubenden Bumm, Bumm meines Herzens. »Rose ...«, versuchte er es erneut, »du musst schlecht von mir denken.«

»Ja«, sagte ich leise. »Das tue ich.«

»Ich möchte nur sagen, dass es mir ehrlich Leid tut. Ich weiß, es sieht nicht gut aus.« Diese elegante kleine Entschuldigung machte mich richtig sauer, weil ich die moralische Höhe, auf der ich stand, genoss. Die Luft ist sehr erfrischend in dreitausend Meter Höhe, und natürlich hat man eine wundervolle Aussicht. »Aber ich würde es gern ... erklären«, meinte er schwach.

»Nein. Verschone mich, Ed. Lass es bitte.«

»Ich möchte es aber«, beharrte er. »Es gibt Dinge, die ich gern sagen würde.« Plötzlich bemerkte ich, dass einer der Schränke schmutzig war, und begann, ihn mit einem feuchten Tuch abzureiben.

»Ich bin nicht im Mindesten daran interessiert zu erfahren, warum du Händchen mit dieser Pygmäe gehalten hast«, sagte ich steif, während ich weiterschrubte.

»Sieh mal, Rose. Wir müssen miteinander reden.«

»Du klingst wie die Telekom-Werbung.«

»Mary-Claire und ich haben nur ein wenig ... geplaudert«, fügte er lahm hinzu.

»Ed«, sagte ich ernst, »das ist eine Lüge. a) habt ihr nicht nur miteinander geplaudert, ihr habt Händchen gehalten; und b) habt ihr so viel Verliebtheit ausgeströmt, dass in diesem Gewässer gefährdete aquatische Organismen geschützt wären. Worin besteht die Anziehung?«, fragte ich wütend, während ich nach dem Ajax griff. »Für mich sieht sie aus wie ein Schwein in einem Tutu.«

»Also ... sie ... sie ... Mary-Claire hört mir zu, Rose«, sagte er plötzlich nachdrücklich. »Sie hört, was ich sage. Du nicht. Du nimmst jedermanns Probleme ernst – aber nicht meine, und würdest du bitte dieses Tuch weglegen?«

»Hier ist ein hässlicher Fleck«, sagte ich. »Der ist sehr hartnäckig. Ich muss es mit Fleck-Ex probieren, wenn dies nicht hilft.«

»Kannst du bitte aufhören mit der Putzerei, Rose, um Himmels willen!« Er schnappte sich mein Scheuertuch und schmiss es schwungvoll in das Waschbecken. »Du machst ständig irgendwas sauber«, sagte er. »Das ist ein Teil des Problems – du kannst dich nie entspannen.«

»Ich mag es eben, wenn alles tipptopp ist«, protestierte ich freundlich. »Es besteht kein Grund, eingeschnappt zu sein.«

»Aber du hörst nie auf. Das ist bizarr! Wenn du nicht in der Redaktion oder beim Rundfunk bist, machst du sauber oder räumst auf, oder du polierst die Möbel oder sortierst Schubladen aus. Oder du ordnest meine Hemden nach Farben; oder du machst deine Ablage oder saugst Staub oder sagst mir, dass ich es tun soll.«

»Aber es ist ein sehr großes Haus.«

Ed schüttelte den Kopf. »Du kannst einfach nie relaxen, Rose, stimmt das etwa nicht? Du kannst dich einfach nicht nur schlicht hinsetzen und es gut sein lassen. Hör mal«, seufzte er schmerzvoll, »du und ich haben Probleme. Was sollen wir tun?«

Bei dieser Bemerkung spitzte ich die Ohren wie ein Husky. Ed hatte meinen Jargon benutzt. Das klang wie eines meiner monatlichen »Dilemmas«, nur dass ausnahmsweise die Leser Ratschläge erteilen. Rose (der Name wurde von der Redaktion geändert) hat gerade ihren Ehemann Ed (dito) beim Herumschmusen mit ihrer zu kurz geratenen Eheberaterin, Mary-Claire Grey, erwischt. Rose war verständlicherweise schockiert und fühlt sich betrogen. Aber sie findet ihren Ehemann trotzdem noch so attraktiv, dass ihr bei seinem Anblick die Knie weich werden und ihr geradezu das Herz bricht, und deswegen fragt sie sich, was sie tun soll. Ich war kurz davor, meinen Mund zu öffnen, als ich hörte, wie Ed sagte: »Vielleicht sollten wir uns eine Weile trennen.« Oh. Eine W, e, i, l, e, t, r, e... Und während ich mir das Messer aus dem Herzen zog, überlegte ich, ob das Anagramm

dafür »weiter« oder »Werte« sei. Aber es ging nicht auf. Ed redete schon weiter.

»Ich denke, wir brauchen einfach eine Pause, ... vielleicht einen Monat.«

»Damit du die Liliputanerin wieder bumsen kannst?«

»Ich habe sie nicht gebumst – und sie ist keine Liliputanerin!«

»Doch, hast du – und sie ist eine!«

»Ich habe ... nicht ... mit Mary-Claire geschlafen«, beharrte er.

»Ich habe ein Diplom in Körpersprache! Ich weiß es.«

»Nun, ich ...«

»Gib dir keine Mühe, es zu leugnen, Ed.«

Er biss die Zähne zusammen, wie er es immer tut, wenn er in die Ecke gedrängt wird, und eine kleine blaue Ader pulsierte neben seinem linken Auge. »Es ist nur so ...«, seufzte er, »dass ich mich vernachlässigt fühlte, und sie –«

»Kümmerte sich um dich, nehme ich an?«

»Ja!«, sagte er trotzig. »Das tat sie. Sie redete mit mir, Rose. Sie unterhielt sich mit mir. Während du dich nur mit Fremden unterhältst. Deswegen habe ich dir diesen Brief geschrieben«, fügte er hinzu. »Es war die einzige Möglichkeit, eine Antwort zu bekommen! Du bist ... neurotisch, Rose«, schnappte er, jetzt nicht mehr zerknirscht, sondern wütend. »Manchmal denke ich, dass du Hilfe brauchst.« An dem Punkt legte ich mein Wischtuch beiseite und starrte ihn verächtlich an.

»Das ist lächerlich«, sagte ich leise. »Ich gebe Hilfe.«

»Hör mal, Rose«, sagte er verärgert und fuhr sich mit der linken Hand durch sein Haar, »unsere Ehe läuft nicht gut. Wir haben uns übereilt da hineingestürzt, weil wir, inzwischen älter, geglaubt haben, wir wüssten, was wir tun – aber wir haben uns geirrt. Ich fand, dass du so voller Leben und so attraktiv warst, Rose – und ich finde es immer noch. Aber es ist schwer, mit dir zusammenzuleben, und deswegen schlage ich vor, erst mal räumlich auf Distanz zu gehen.«

»Du möchtest mehr Raum?«

»Ja«, sagte er. »Räumliche Distanz.«

»Nun, du kannst den gesamten Raum im Universum haben«, sagte ich ruhig, »weil ich die Scheidung einreichen werde.«

»Oh«, sagte er. Ich hatte ihn schockiert. Ich denke, ich war selbst schockiert. Aber ich wusste genau, was »räumlich auf Distanz gehen« wirklich bedeutet, und ich wäre diejenige, die ihn verlassen würde.

»Wir sprechen morgen darüber«, sagte er müde.

»Nein«, wandte ich ein, »dazu besteht kein Anlass.« Ich hatte so heftig auf meiner Unterlippe gekaut, dass ich den Geschmack von Blut spürte.

»Du willst also schon Schluss machen?«, fragte er leise. Ich nickte. »Bist du dir ganz sicher?« Ich nickte wieder. »Bist du dir ganz, ganz sicher?«, hakte er noch einmal nach. »Bist du das, Rose? Weil es sehr ernste Konsequenzen haben wird.«

»Ja, ich bin mir sicher«, log ich.

»Nun gut«, sagte er kaum hörbar. Er zuckte die Achseln. »Nun gut. Okay, ... wenn es das ist, was du willst. Also dann«, sagte er niedergeschlagen, »ich schätze, das ... war's dann.« Er atmete tief durch, warf mir ein grimmiges kleines Lächeln zu und ging. Aber

kurz bevor er die Tür öffnete, sagte ich: »Kann ich dich etwas fragen, Ed?«

»Natürlich.«

»Ich würde einfach gerne wissen, warum du mich gefragt hast, ob ich dich heiraten will.«

»Das habe ich nicht, Rose. Du hast mich gefragt.«

Himmel – ich hatte es vergessen. Wie peinlich! Ich hätte schwören können, dass es genau andersherum gewesen war. Jedenfalls kann ich mich nicht daran erinnern, einen Kniefall vor ihm gemacht zu haben. Alles, woran ich mich erinnern kann, ist ein Rundflug über London, auf dem wir beide uns ganz schön einen hinter die Binde gekippt hatten, und als wir wieder landeten, waren wir verlobt. Aber wenn es stimmt, wie Ed so ungalant behauptet hat, dass ich den Heiratsantrag gemacht habe, dann sollte ich auch diejenige sein, die die Scheidung vorschlägt.

An all dies dachte ich, während ich die letzten paar Umzugskartons leerte und das Haus säuberte, nachdem die Zwillinge gegangen waren. Die Einrichtung ist nicht schlecht – nur ein bisschen staubig, das ist alles. Gebrochen weiße Wände, eine Einbauküche aus hellem Holz, cremefarbene Seidengardinen (im Kaufpreis inbegriffen) und überall ordentliche hellbeige Berberteppiche. Das Haus hat die Farbe von Bindfaden. Es sieht ausgezehrt aus. Vertrocknet. Wie ich. Ich mag es ganz gern, dachte ich, als ich schrubbte und wischte – zu viele Farben würden mich runterziehen. Ich beschloss, es später neu zu gestalten; ich könnte hiermit eine Weile leben.

Jetzt, mir ins Gedächtnis zurückrufend, was die Zwillinge gesagt hatten, bereitete ich mich darauf vor, meine Erinnerungen an Ed auszulöschen. Ich hatte sorgfältig darüber nachgedacht. Ich ging zum Sparmarkt um die Ecke und kaufte ein Päckchen Luftballons. Wieder zu Hause, legte ich sie flach aus und schrieb »ED WRIGHT« mit schwarzem Filzstift auf jeden Einzelnen. Dann blies ich sie auf und sah, wie sein Name größer und größer wurde. Mir taten die Ohren weh von der Anstrengung, während ich beobachtete, wie sie auf dem Wohnzimmerfußboden auf und ab hüpfen. Sie wirkten unpassend, beinahe beleidigend festlich, wie sie in dem leichten Luftzug aneinander stießen. Ich fand meinen Nähkasten, suchte meine dickste Nähnadel heraus und zerstach sie, einen nach dem anderen. PENG! machte Eds Name, als er auf Gummifetzen reduziert wurde. WUMM! explodierte der Nächste. POPP! detonierte der Dritte, und ich spürte, wie ich über das ganze Gesicht strahlte. Ich zog eine enorme und, ja, kindische Befriedigung daraus – es erregte mich auf geradezu boshafte Art und Weise. Ed bestand nur aus heißer Luft – seine Schwüre bedeuteten nicht das Geringste –, also war es dies, was er verdiente. Ich ließ neun zerplatzen – einen für jeden Monat, den ich ihn kannte –, dann nahm ich den letzten Luftballon, einen gelben, mit nach draußen. Inzwischen hatte der Wind aufgefrischt. Eine Weile blieb ich mitten auf dem Rasen stehen, dann ließ ich den Ballon los. Ein plötzlicher Windstoß erfasste ihn und wehte ihn über den Gartenzaun, bevor er sich in die Lüfte erhob. Ich konnte immer noch Eds Namen lesen, als er höher und höher stieg, schaukelte und sich in der steifen Brise überschlug. Inzwischen war er nur noch ein gelber Fleck am Himmel, dann ein Punkt, dann ein Pünktchen, und dann war er weg.

Ich gab einen Stoßseufzer der Erleichterung von mir und ging wieder hinein, um Teil

zwei meines Rituals in Angriff zu nehmen. Ich holte mir ein Stück Bindfaden und knüpfte Knoten hinein, einen für jede glückliche Erinnerung meiner Zeit mit Ed. Der erste Knoten war für das erste Treffen, der zweite für Silvester; als ich den dritten knotete, dachte ich an unsere Verlobungsparty; den vierten knüpfte ich für unseren Hochzeitstag. Beim fünften erinnerte ich mich daran, wie glücklich ich war, als ich in sein Haus einzog. Dann zündete ich das Ende des Bindfadens an und sah zu, wie eine hübsche gelbe Flamme sich entwickelte. Sie kletterte langsam, aber stetig nach oben und ließ ein glühendes Ende und einen dünnen Rauchkringel zurück. Dreißig Sekunden später waren meine Erinnerungen nur noch ein Häufchen Asche, die ich im Waschbecken wegspülte. Als Letztes blätterte ich ein Fotoalbum durch und fand ein Foto von Ed. Gewöhnlich ist er außerordentlich fotogen, aber auf diesem sah er richtig beschissen aus. Die Kamera musste aus Versehen ausgelöst worden sein, weil sie ihn von unten nach oben erwischt hatte. Er blickte misstrauisch jemand an, die Perspektive übertrieb sein kleines Doppelkinn, und sein Gesicht war unrasiert und müde. Also pinnte ich es an meine Notiztafel in der Küche und nahm mir vor, es vergrößern zu lassen. Dann ging ich ins Badezimmer, um den abschließenden Teil meiner Katharsis vorzunehmen. Plötzlich klingelte mein Handy.

»Wir sind es«, sagten die Zwillinge an ihrem jeweiligen Anschluss. »Wo bist du?«

»Im Badezimmer.«

»Du nimmst doch nicht etwa eine Überdosis?«, kreischten sie.

»Im Moment nicht. Nein.«

»Und du schlitzt dir auch nicht die Pulsadern auf oder so was?«

»Seid ihr verrückt – denkt nur mal an die Schweinerei!«

»Nun, was machst du also im Badezimmer?«, fragte Bea argwöhnisch.

»Ich bin beim Exorzieren«, erklärte ich.

Ich legte auf, zog meinen Hochzeitsring aus der Tasche und besah ihn mir ein letztes Mal. Ed hatte ihn mit einem Für immer gravieren lassen – ich stieß ein freudloses Lachen aus. Dann, ihn wie einen appetitlichen Leckerbissen zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, schmiss ich ihn ins Klo. Dort lag er und glitzerte leicht im schattenlosen Oberlicht. Jetzt nahm ich unser Verlobungsfoto, riss es in sechs Stücke und warf sie hinterher. Dann zog ich ab. Ich beobachtete, wie der Wasserschwall wirbelte und zischte, dann mit einem Gluck verschwand, und der Wasserkasten lief wieder voll. Alles war weg – der Ring und das Foto –, alles bis auf ein Stück. Zu meinem Ärger war es das Stück, auf dem am meisten von Eds Gesicht zu sehen war, und es wollte sich einfach nicht runterspülen lassen. Es war entnervend zuzusehen, wie er immer wieder auf und ab tanzte, mich von unten fröhlich anlächelnd, als ob alles in bester Ordnung sei. Also zog ich erneut ab und sah zu, wie das Fragment sich wild drehte, aber zu meinem zunehmenden Ärger kam es tatsächlich wieder hoch. Nach zehn Versuchen gab ich mich geschlagen, fischte Eds immer noch lächelndes Gesicht mit der Klobürste wieder heraus und warf ihn in den Abfalleimer.

»Waschen Sie jetzt Ihre Hände«, sagte ich lustlos; dann ging ich nach unten.

Ich fühlte mich ein wenig, nun ja, erhitzt durch meine Exerzitien, also machte ich mir eine Tasse Tee. Gerade als der Kessel anfang zu kochen, hörte ich das laute Klackern des Briefkastens. Auf der Fußmatte lag ein cremefarbener Umschlag, auf dem An unsere neue

Nachbarin stand, in einer großen, kräftigen Handschrift. Darin war eine blumengeschmückte Karte: Willkommen in der Hope Street wünschen ... He! Ich habe berühmte Nachbarn! ... Beverley und Trevor McDonald.